

**Friederike Wildhagen, Rebekka Biro, Friederike Körting, Clara Körting  
10. Kl., Einstein-Gymnasium Potsdam**

**Stille Tränen**

Die Waffe liegt schwer in ihrer Hand. Sie sitzt zusammengekauert in der Turnhalle. Das von draußen kommende Schreien der Schüler mischt sich nun mit dem Sirenengeheul eines Polizeiwagens, vielleicht auch eines Rettungswagens, sie weiß es nicht. Sie schließt die Augen versucht sich zu erinnern, zu erinnern wie der Wahnsinn begann. Bilder schießen durch ihren Kopf wie Gift, das sie unentwegt schwächt:

Die Scheinwerfer der Autos unter ihr verschwammen zu einem Spiel aus orange-rotem Licht. Der Wind wehte ihre Haare nach hinten, Strähnen umspielten ihr Gesicht. Dann endlich, nach so langer Zeit, spürte sie das feuchte Nass der Tränen, die ihre Wangen hinunterströmten. Sie tropften hinunter, tief und immer weiter fielen sie, verloren sich in dem Schwarz der Nacht. In ihrem Kopf nur die eine Frage. Wie in einer Endlosschleife wiederholte sie sich, wieder und wieder und wieder. „Warum ich, warum jetzt?“ Sie stand auf ihrem Fensterbrett, das Gesicht nach vorne geneigt. Ihr Zimmer war dunkel, doch sie merkte nichts, alles um sie herum war ausgeblendet, nichts zählte mehr, Gedanken kamen und verschwanden, wie schemenhafte Gestalten im Nebel. „Nur ein Schritt“ sagte sie sich, „Nur ein Schritt und alles könnte vorbei sein.“ Dann schüttelte sie den Kopf, „Nein das will ich nicht“ dachte sie. „Ich kann das nicht wollen. Ich bin doch normal, ich bin doch nicht so!“ Noch ein letztes Zögern und seufzend kletterte sie hinunter, zurück in die Realität, zurück in die Flut der Probleme, die noch zu bewältigen waren. Sie sah ihr Gesicht im Spiegel „Augen sind der Spiegel der Seele“, heißt es.

Und jetzt sah sie ihre eigenen. Sie waren rot von den Tränen und doch sah man die Entschlossenheit, die Kraft aber auch die Verletzlichkeit die sie ausstrahlten. Ihre Mutter sagte immer, nur in ihren Augen könnte man sehen, wie sensibel sie wäre. Sie wusste, dass es die Wahrheit war. Sie sah in ihnen ihre Verwundbarkeit, ihre ganze Schwäche, sie sah wie sehr sie litt und sie wusste, das jeder es hätte sehen können, würde er sie in einem Moment wie diesem betrachten. Sie wusste, dass sie es verbergen musste. Sie wusste, dass sie niemandem erzählen durfte wie sehr er sie verletzte, welche Macht er über sie besaß. das Ungewollte war eingetreten. Sie hatte gewusst, dass es sich nicht vermeiden ließ, doch es kam ihr zu schnell, viel zu schnell. Sie hatte sich verliebt, hatte ihre Deckung einen Moment aufgegeben und sich nun an der Flamme der unbekanntenen Leidenschaft verbrannt. „Warum er?“ dachte sie sich, hätte es nicht jemand anderes sein können, jemand der erreichbar ist, jemand, den sie nicht nur in ihren Träumen lieben konnte? Ein Bild erschien vor ihren Augen. Eine Szene der Vergangenheit. Sein Lachen, sein Blick. Diese Augen, blau und tief wie das Meer, so ausdrucksstark und fesselnd und doch so unvergleichlich zärtlich. Und dann der Moment des Erkennens. Eine weitere Person die all ihre Hoffnungen und Träume zerbrechen ließ. Es war das Mädchen neben ihm, das Mädchen das sie an dem Wert ihres Lebens zweifeln ließ, das Mädchen, das er zu lieben schien. Zuerst hatte sie gedacht, die beiden seien nur befreundet, aber der Kuss hatte ihre schlimmsten Befürchtungen wahr, ihre Liebe unmöglich werden lassen. Beatrice war all das, was sie nie sein würde, nie sein könnte. Sie war das bekannteste Mädchen der Schule, die idealisierte Schönheit. Die Jungs faszinierte ihr Aussehen, ihr makellostes Gesicht, ihre schlanke Figur. Ihre Gedanken schweiften zurück, zurück zu ihm, seinem Lächeln, seinen Augen. Diese Augen in denen sie sich so leicht verlor....Zum ersten Mal bemerkte sie wirklich, wie sehr sie Beatrice hasste, sie verachtete sie für ihre dunklen Augen, ihre vollen Lippen, ihr wallendes Haar, ihren goldenen Teint, einfach alles, das zeigte wie anders sie war, all das durch das die Jungs verzaubert wurden. Eine Außergewöhnlichkeit, die sie niemals erreichen konnte, die Beatrice immer zu etwas Besonderem, etwas Begehrterem machen würde.

Langsam beginnen ihre Knie zu schmerzen, und vorsichtig rutscht sie an der Mauer zu Boden und streckt die Beine aus. Sie legt die Waffe in ihrem Schoß ab, doch sie lässt sie nicht los. Noch nicht. Erst wenn sie es getan hat. Dann wird sie loslassen.

Von draußen sind immer noch Schreie und Rufe zu hören, dann noch mehr Sirenengeheul, das abrupt verstummt. Schließlich eine Stimme, die überlaut zu ihr hereindringt: „Achtung, Achtung, hier spricht die Polizei.“

Er hatte sie angelächelt, nicht nur einmal, sondern oft und immer öfter. Das erste Mal war es auf dem unteren Schulflur gewesen, im Gang, als sie gerade von der Toilette kam. Sie hatte die Tür geöffnet und war auf den Flur getreten und da war er auf sie zugekommen, genau in diesem Moment war er in den Gang eingebogen und auf sie zugekommen, und die Flurlichter hatten seinen Kopf wie ein Heiligenschein umkränzt. Sie war stehen geblieben und hatte nach Luft geschnappt und in diesem Moment wusste sie, dass sie verloren war. Er war ganz langsam und lässig auf sie zugekommen, die Hände tief in den Taschen seiner Jeans, und dann hatte er gelächelt, sie angelächelt, und sie hatte für einen winzigen Moment die Augen geschlossen und sie wieder geöffnet und dann war sie losgelaufen, viel zu schnell, nur weg, hatte sie gedacht, bloß weg von hier, von ihm. Obwohl sie am liebsten für immer und ewig da stehen geblieben wäre.

Das war das erste Mal gewesen, und danach waren viele weitere Male gefolgt. Er hatte sie immer wieder angelächelt und sie war stumm gewesen und immer hatte sie den Blick abgewandt. Und an ihn gedacht. Das hatte sie schwach gemacht, nachts hatte sie nicht schlafen können, ihr war ganz heiß gewesen, ständig, wie im heißesten Sommer hatte sie sich gefühlt, obwohl es Herbst war und dann Winter und schließlich war der Frühling gekommen und ihr war immer noch heiß, so schrecklich heiß.

Einmal hatte er sie sogar angesprochen, vorm Lehrerzimmer war das gewesen. Sie hatte auf Frau Baumgart gewartet, wegen des Schüleraustausches. Eine Viertelstunde hatte sie schon gewartet, und sie war sich nicht sicher gewesen, ob es noch Sinn machte, zu warten, und da war er um die Ecke gebogen und hatte direkt vor ihr angehalten. „He“, hatte er gesagt, und seine Stimme hatte so weich und zärtlich geklungen wie in ihren Träumen. „He, wartest du auch auf die Baumgart?“ Sie hatte nur nicken können, ohne ein Wort zu sagen. Sie wusste genau, wie sie aussah: eine viel zu große Nase, blasse Haut, dünnes Haar, helle Augen, ein paar Pickel und mindestens zehn Pfund zuviel auf den Rippen, wenn nicht noch mehr. Ihre Mutter sagte immer, dass sie eben kein Allerwelts Gesicht habe und dankbar dafür sein sollte, aber sie war nicht dankbar. Sie hätte nämlich liebend gern ein Allerwelts Gesicht gehabt. Sie hätte liebend gern ausgesehen wie alle anderen. All die hübschen, anderen Mädchen. Wie Beatrice zum Beispiel. Manchmal dachte sie, dass wirklich alle anderen Mädchen hübsch aussahen. Nur sie eben nicht. Und dann kam er und sprach sie an und lächelte dabei, und sie konnte sich nicht dagegen wehren. Nur aufstehen und gehen. Aber das hatte nichts genützt, denn er hatte sie immer wieder angelächelt. Und immer öfter.

Und dann hatte sie ihn mit Beatrice gesehen. Und einen Tag später war dann die Sache auf dem Schulhof passiert.

Sie hörte immer noch das fröhliche Lachen von Beatrice, das aus der hintersten Ecke des Platzes schallte. Sie hatte die beiden sofort gesehen, ihn sah sie sowieso immer und überall, ihn und sein Lächeln. Dort, wo er war, fühlte sie sich geborgen - geborgen, glücklich und geliebt. Und nun stand er dort. Mit ihr. Spielte mit ihrem, in der Sonne strahlendem Haar, berührte zart ihre Taille und schenkte ihr ein Lächeln, das vor wenigen Tagen noch nicht Beatrice, sondern ihr - nur ihr allein - gehört hatte, das eigentlich ihr gehören sollte! Ihre Welt zerbrach zu einem Scherbenhaufen von Gedanken und widersprüchlichen Gefühlen. Liebe zu ihm, Eifersucht, Neid, ja sogar Hass auf Beatrice, Angst, Schmerz, noch mehr Liebe, Selbstmitleid, Verzweiflung, immer diese schreckliche, an ihrem Herz reißende Verzweiflung.

Sie betrachtet den silbernen Lauf der Waffe, den Abzugshahn, lädt und entlädt, wieder und wieder. Sie fühlt sich alt, einsam, müde und alt, ja sogar dem jungen Polizisten überlegen, dessen zittrige Stimme von draußen herein hallt. „Achtung, Achtung, hier spricht die Polizei“.

„Sie können das alles noch beenden, kommen sie nur heraus und legen Sie die Waffe weg.“  
„Was weiß der schon? - Was weiß überhaupt jemand über mich?“, dachte sie, sagte jedoch nichts, tat nichts.

Es war später passiert, viel später, nachdem sie nicht mehr an ihn denken wollte, nachdem sie langsam die Intensität der Gefühle zu ihm verdrängt, nachdem sie diese eine Nacht auf dem Fensterbrett gestanden und sich fast aufgegeben hatte. Sie war ihm aus dem Weg gegangen, in den Pausen in ihrem Klassenraum geblieben, um ihm nicht zu begegnen, sie nicht zu sehen.

Auf dem Weg nach Hause beobachtete sie aus dem Busfenster die Welt außerhalb. Es regnete und die Tropfen auf der Scheibe formten Gebilde, so schön und grausam zugleich wie aus einer anderen Welt. Versunken in das Geschehen, die Flucht der Menschen aus dem Regen, bemerkte sie es nicht, bemerkte nicht, wie er in den Bus einstieg. Er kam auf sie zu, hinter ihm Beatrice. Erst als er sie berührte, sie bat auf den anderen Sitz zu rücken, damit sie, er und Beatrice zusammensitzen konnten, erst da sah sie ihn. Sie nahm ihre Sachen und rückte weiter. Nur einen flüchtigen Moment lang kreuzten sich ihre Blicke und doch sah sie in seinen Augen etwas wie Entschuldigung, wie kindlicher Trotz, wie Anklage. Dann, kaum einen Wimpernschlag später wendete er sich erneut Beatrice zu. Er saß direkt neben ihr, so dicht, dass sie die Wärme seines Körpers spüren konnte. Und dann kam die Hitze. Eine ganz andere Hitze als in den Monaten zuvor. Es begann nicht in ihrem Bauch. Diesmal überkam sie sie wie ein Feuerschwall. Nichts an dieser Hitze kribbelte, nichts ließ sie lächeln. Nur Schmerz und Leid. Fast spürte sie seinen Atem, der auf Beatrice Wangen schwebte, so nah war sie nun. Sie drehte sich um, bemerkte erst jetzt, dass ihr Tränen über die Haut liefen und sie zu atmen aufgehört hatte. Sie lief weg, weg von diesem Ort, irgendwohin, wo keiner ihr folgen konnte, ER ihr nicht folgen konnte, noch nicht einmal in Gedanken. Sie sollte das nicht sehen müssen, all das durfte sie nicht gesehen haben. „*Ich liebe dich doch!*“ Sie konnte nur Weinen und Schluchzen, so dass ihr ganzer Körper bebte – es war ihr egal, solange nur der Schmerz aufhören würde, solange er nur gehen würde, raus aus ihrem Kopf, ihrem Herz, jeder Faser ihres Körpers. Ein letztes Mal blickte sie sich um, in seinen Augen ein hilfloser, schmerzlicher Schimmer. Beatrice stupste ihn an, in ihrer Stimme Verwunderung, aber auch Abschätzigkeit: „Was hat die denn?“ Dann stieg sie aus. Zuhause sah sie in den Spiegel. Sie begann sich selbst zu verachten. Jeder Blick quälte sie. Was sie sah, verabscheute sie, was sie fühlte, verurteilte sie. Sie hatte sich verändert, wegen ihm, durch ihn. „*Und wofür?*“

Langsam hebt sie die Waffe und hält sie sich an die Schläfe. Der Mündungshahn fühlt sich kalt an, obwohl es warm ist in der Halle. Ein kalter Ring drückt sich an ihre Schläfe. Nur eine Bewegung, und es ist vorbei. Ihr Finger, der den Abzug hält, zittert, und langsam schließt sie die Augen.

Sie hatte lange darüber nachgedacht, sehr lange. Sie hatte es sich gut überlegt. Und sie hatte ihnen Chancen gegeben, eine, zwei, dann noch eine, immer mehr, bis sie fand, dass es nun reichte. Keine einzige Chance hatten sie wahrgenommen, Beatrice nicht, die begonnen hatte, immer so abschätzig zu grinsen, wenn sie ihr begegnete. Und die anderen auch nicht, alle, die mitgemacht hatten, die Beatrice gestützt und unterstützt und angelächelt hatten und ihn davon abhielten, die Wahrheit zu sehen. Zu sehen, zu wem er gehörte. Alle waren sie blind gewesen, alle hatten sie mitgemacht, keiner hatte zu ihr gehalten. Jedes Lachen, jeder verächtliche Blick war ihr durch Mark und Bein gegangen. Dabei hatte sie alles getan, um ihn zu vergessen, zu vergessen, dass er und sie zusammengehörten. Ihre Mutter sagte immer, dass nicht alles im Leben so lief, wie es laufen sollte, und dass man sich damit abfinden musste. „Man kann nicht alles haben“, sagte sie. Und das stimmte ja auch, natürlich, man kann nicht alles haben, sie wollte ja auch nicht alles, sie wollte nur sein Lächeln, sie hätte sie ja auch damit abgefunden, dass es mit ihnen nichts werden würde. Sie war ihm ja auch aus dem Weg gegangen, sie hatte sogar versucht, ihre Gefühle tief in sich einzugraben und nicht mehr daran zu denken, aber er hatte nicht aufgehört, sie anzulächeln. Er war es doch gewesen, der sie immer wieder an die Wahrheit erinnert hatte. Und Beatrice

und die anderen hatten sich zwischen sie gestellt. Warum hatten sie sie nicht einfach in Ruhe lassen können? Warum mussten sie immer öfter über sie lachen? Und dann diese Bemerkungen, dieses Gewisper: „He, du dicke Kuh, geh mal aus dem Weg ...“ „liih, hier stinkt's!“ „Wenn ICH so viele Pickel hätte, würde ich mich umbringen.“

Sie hatte die Chancen nicht gezählt, die sie ihnen gegeben hat. Aber dann hatte es endgültig gereicht. Denn sie hatte sein Lächeln gesehen, sein Lächeln und seine Augen, in denen sein Gefühl für sie so deutlich zu erkennen war wie niemals zuvor. Er hatte versucht, sie voller Mitleid anzusehen, aber das hatte er nur für die anderen getan, die um ihn und Beatrice herumstanden und ihn hinderten, zu ihr zu kommen. Er hatte sie schützen wollen, sie vor den Beatrice und den anderen schützen wollen, deshalb hatte er sie so angesehen, und da hatte sie gewusst, dass es reichte. Sie musste handeln. Und das hatte sie.

Es war ganz einfach gewesen, an die Waffe zu kommen. Ihr Vater hätte bestimmt nicht gedacht, dass nicht nur sein sportlicher Sohn wusste, wo die Schlüssel hingen, sondern auch seine Tochter, die Tochter, die er nie groß beachtet hatte.

Wo die Schlüssel für die Turnhalle hingen, wusste sie auch. Alle Dicken, Doofen und Langsamem, die immer zum Mattenwegräumen eingeteilt wurden und die Schlüssel hinterher wegbringen mussten, wussten das schließlich.

Und dass der Pausenhof neben der Turnhalle lag, machte die Sache dann noch einfacher als sowieso schon.

Sie lässt den Abzugshahn ganz langsam los und die Waffe sinken. Dann öffnet sie die Augen. Drüben, auf der anderen Seite der Halle, kann sie die Umrisse der Gestalten erkennen, die auf dem Boden liegen. Es sind sieben, und keiner von ihnen bewegt sich. Nicht mehr.

„Sie können das alles noch beenden. Legen Sie die Waffe weg und kommen Sie heraus, mit erhobenen Händen!“ Die Stimme des jungen Polizisten zittert jetzt nicht mehr so sehr. „Kommen Sie heraus! Ihnen passiert nichts!“

Sie lacht leise in sich hinein. Und dann steht sie ganz langsam auf.

Sie sind noch nicht tot. Wenn man genau hinsieht, sieht man noch bei jedem von ihnen ein langsames Heben und Senken der Brust. Doch sie spüren Schmerzen. Höllische Schmerzen. Sie haben sie verdient. Sie sollen leiden, genau wie sie sie die letzten Wochen haben leiden lassen. Dann dürfen sie sterben, dürfen sie darum anflehen sie endlich, endgültig zu töten, wenn die Qualen zu stark werden. Und sie würde ihnen diesen letzten Gefallen tun. Nur zu gern würde sie das. Jetzt blicken ihre Augen noch ins leere Schwarz der Bewusstlosigkeit. Noch tropft aus ihren Wunden warmes, dunkelrotes Blut. Lachen verteilen sich auf dem Hallenboden wie kleine glänzende Seen und vibrieren bei jedem ihrer dumpfen Schritte. Doch bald würden sie, in einem letzten aufkämpfenden Atemzug, die Augen öffnen und sie würde da sein, über ihnen stehen und zusehen wie sie sterben, langsam und kraftlos.

Ein Geräusch lässt sie hochschrecken, „Er ist aufgewacht“, denkt sie und dreht sich der Quelle des rasselnden Atmens und Wimmerns zu. Da liegt er nun, nun gehört er ihr, ihr allein, liegt vor ihr wie ein Säugling und braucht ihren Schutz, ihr Liebe, das was Beatrice ihm nicht geben kann, nicht mehr, nie wieder.

Sie hatte ihm nicht wehtun wollen, hatte ihn nicht fesseln wollen, doch er hatte sich gewehrt. Sie hatte es tun müssen.

Sie lächelt, geht zu ihm hinüber, kniet sich zu ihm hinunter, sein Kopf liegt in ihrem Schoß. Sie streckt die Hand aus, streichelt ihm übers nasse Gesicht, geht ihm durch die feuchten Haare, beugt sich über seinen Mund wie ein Verdurstender über ein Quelle, spürt seine Nähe, die Wärme seines Körper, seinen Atem, küsst ihn wie in ihren Träumen, sieht ihm in die halb geschlossenen Augen. Diese Augen, die sie zu dem gemacht hatten, was sie nun war. Diese Augen, die ihr Liebe gegeben hatten, Liebe, die sie so sehr gebraucht, so sehr gewollt hatte. Doch jetzt sieht sie in ihnen nichts mehr. Verzweifelt sucht sie die Geborgenheit, die Zärtlichkeit. Doch das Blau des Ozeans hatte sich gewandelt, nur stählernes Grau blickt ihr entgegen. Die Illusion der letzten Wochen war in nur einem einzigen Augenblick zerronnen. Wie eine Sandburg brechen ihre Träume unter den

stürmischen Wellen seiner Verachtung ein. Was hatte sie getan? Sie war so weit für ihn gegangen, so weit, zu weit, so dass er ihr nicht mehr folgen konnte. „NEIN“, schreit sie, „Nein, tu mir das jetzt nicht an!!! Kannst du es nicht verstehen? Versteh mich doch!!!“ In seinem Blick nur Abneigung und Schmerz. Angst überkommt sie, Panik ihn zu verlieren. „Du und ich...wir...wir gehören doch zusammen...Wir sind doch füreinander da...Ich liebe dich doch...“ stottert sie. Schluchzend sinkt sie hinunter, hofft auf seine Antwort, doch er wird nichts sagen, sie weiß es. Tränen benetzen ihre Wangen, tropfen auf ihn hinunter. Noch einmal blickt sie in seine Augen, hofft, dass der Sturm sich gelegt hat, die Wolken den dunklen Ozean aufgehellt haben. Doch wieder zwingt sein Blick sie in die Knie. „Ich hab's für dich getan...nur für dich...“ Ein Schauer durchströmt sie, sie weiß das es an der Zeit ist, für das was von vorneherein geplant war und nun nicht mehr zu verhindern ist. Sie muss es beenden.

Das kalte Metall der Waffe lässt sie beben. Sie schließt die Augen. In der Stille nur das Glockenläuten der Friedenskirche, so als wäre alles so wie immer, so wie jeden Tag. Sie zögert kurz, hofft seine Stimme noch ein letztes Mal zu hören.

Als ein weiterer Schuss die Ruhe auf dem Platz durchbricht, beginnen Schüler zu weinen. Stille Tränen der Ohnmacht.

+++